

27] Um die Freiheit.

Geschichtlicher Roman aus dem deutschen Bauernkriege 1525.

Von Robert Schweichel.

Neuntes Kapitel.

In Rothenburg war mittlerweile jenes Ereigniß eingetreten, das, wie der Altbürgermeister schon in seiner ersten Unterredung mit Dr. Karlstadt angedeutet, vom Rathe sehnlich erwartet wurde. Rom hatte durch den Mund des Bischofs zu Würzburg gesprochen. Der Kommenthur Christian und Deutschlin waren in den Kirchenbann gethan worden. Allein die Wirkung war eine unerwartete. Während Hans und Kaspar auf dem Wege nach Ohrenbach sich befanden, verkündigte Dr. Deutschlin selbst von dem Predigtstuhl in St. Jakob die über ihn und seinen Freund verhängte Achtung. Er ereiferte sich nicht, sondern sprach mit einer Ironie darüber, welche darthut, daß er die Blitze Roms unschädlich unter seinen Füßen zuden sah. Er habe sich darüber verwundert, äußerte er, daß die von Würzburg noch immer, das Wort der Menschen mehr achten, denn das Wort Gottes, das da ewig bleibt, während jenes zu Boden gehen muß. Er hätte vermeint, sie wären nun so wohl im Evangelium erfahren, daß sie keinen Bruder solcher Gestalt mehr anführen.

Das Gefühl, daß die Dinge zur Entscheidung drängten, Hoffen und Bangen duldeten die Menschen nicht in den Häusern. Dazu lockte sie das schöne Wetter aus den niedrigen Winterstuben auf die Gasse. Man mußte Bekannte sehen, sich aussprechen. Die Ahnung der kommenden Ereignisse verband sich mit der des nahenden Frühlings. Da polterte durch das Galgenthor der Düngewagen, auf dem die Leiche des jungen Goldschmiedes lag, in die Stadt. Der lange Dienhart ging mit finster drohender Miene nebenher und voraus der Voge des Waldvogts in grünem Wams und rothen Hosen, den Jagdspieß in der Hand und die Armbrust auf dem Rücken hängend. Der unheimliche Zug war rasch von Neugierigen umringt, die erschrocken das blutige Geschehniß vernahmen. In der Würzburger Gasse wurden alle Fenster aufgerissen, die Leute stürzten aus den Häusern und bei jedem Schritte wuchs die Menge. Das Gerücht von der Bluttthat flog durch alle Gassen. Wegen des Gedränges kam der Wagen mit seiner traurigen Last nur langsam vorwärts, und vor dem schlanken viereckigen Weißen Thurm, dessen Thor in die innere Stadt führte, mußte er eine Weile still halten. Da erhob der lange Dienhart, der gleich dem Jäger fort und fort mit Fragen bestürmt wurde, abermals seine tiefe Stimme:

„Ja, der Rosenberger hat den armen Bubens erschlagen von wegen der Neureuterin, die er vor ihm hat beschützen wollen. Aber ich will ein Schuft sein, wenn ich's dem frechen Junker nicht eintränke.“ Bekräftigend schlug er sich mit der breiten Faust auf die Brust, daß es krachte, und die erhitzte Menge jähre: „Tod dem Junker!“

Als Mann wurde, ging der Jäger durch die Georgengasse nach dem Hause des Stadtrichters Hörner voraus, während der Wagen hinter dem Weißen Thurm links zum Kapellenplatz abbog. Bald war auch dieser voll von Menschen, so daß Georg Hörner, der mit dem Wundarzt und einem Schreiber zur Todtenschau kam, nur mühsam in das Haus Ellwangers gelangte. Das Mitleid mit dem unglücklichen Opfer des wilden Zeisolf war um so größer, als Hans von Ansehen sehr bekannt war. Dem weiblichen Geschlechte insbesondere war der schmucke Gesell mit den blauen schwermüthigen Augen wohlgefällig gewesen. Die näheren Umstände seines Todes erhöhten die Theilnahme für ihn nicht wenig.

May Eberhard hatte ihn persönlich gekannt. Er trug einen Siegelring, dessen Stein er aus Welschland mitgebracht hatte. Es war ein Karneol, in den gar kunstvoll eingeschnitten war, wie Hektor zum Kampfe sich rüstet und Andromache ihm das Schwert reicht. Der Rathsherr Georg von Vermeter, der in der Liebe zu den Künsten über seine kinderlose Ehe sich tröstete, hatte May an den geschickten Gesellen Ellwanger's gewiesen, und Hans mit Erlaubniß des

Meisters den Stein gefaßt. May hatte ihm die Schilderei erklären müssen. Er kannte den Ring, und die Darstellung hatte sie mit einem bedeutungsvollen Blicke zu dem Geliebten aufschauen lassen: so würde auch sie ihm einst mit zärtlich starkem Herzen das Schwert reichen. Jetzt mußte er mit Behmuth des armen Burtschen gedenken, dem wie dem Troer ein schönes Weib zum Verderben geworden war.

Auf Schloß Endsee gedachte man seiner kaum noch. War er doch nur ein armer und fremder Handwerksknecht. Der schönen Gabriele verlieh aber die verführte Entführung einen neuen Reiz in den Augen der Junker. Als der Wein die Köpfe erhitzte, erbot und verschwor sich mancher von ihnen, selbst Hermann von Hornburg, um den Schimpf zu rächen, den wilden Zeisolf auf Tod und Leben herauszufordern. Gabriele's schwarze Augen blühten, aber sie verbot ihnen, ihr Leben für sie auf das Spiel zu setzen und erklärte stolz, daß die Frechheit des Junkers von Rosenberger ihre weibliche Ehre ebenso wenig beleidigt hätte, als wenn sie von einem wilden Thiere angefallen worden wäre.

„Auch bedarf das schöne Fräulein Eurer Ritterdienste nicht, Ihr Herren,“ mischte Georg von Bernizer sich ein. „Bürgermeister und Rath werden den Schimpf nicht ungerothen lassen; denn in dem holden Fräulein sind die gesammten Geschlechter Rothenburgs gekränkt worden. Leider kam der Junker nicht vor das Gericht der Stadt gezogen werden, da er der reichsunmittelbaren Ritterschaft des Kantons Odenwald angehört. Verlasset Euch aber darauf, daß der Rath nicht säumen werde, den wilden Zeisolf wegen des verführten Jungfrauenraubes an geeigneter Stelle zur Verantwortung zu ziehen. Ich selbst werde darauf dringen, bin ich doch zunächst beleidigt, da er meine Gastfreundschaft zu seinem nichtswürdigen Unterjagen mißbrauchte.“

Die schöne Gabriele neigte sich ihm mit einem dankbaren Lächeln, während ihren Busen ein Erschreden durchzuckte. Sie zog sich unter dem Vorwande, daß sie sich durch die Geschehnisse des Tages angegriffen fühle, vorzeitig aus der Gesellschaft zurück. Die Begleitung Sabine's auf ihre gemeinsame Schlafkammer lehnte sie ab. Als die Freundin ihr später folgte, lag sie mit geschlossenen Augen. Aber die wühlenden Leidenschaften ließen sie nicht schlafen. Ihre Eitelkeit fühlte sich durch Zeisolf's Entführungsversuch schwerer getroffen als ihre weibliche Ehre. Seine Tollkühnheit zeugte von seiner rasenden Leidenschaft für sie, und darum hätte sie ihm verzeihen können. Aber sie hatte geglaubt, sie beherrschen, sie nach ihrem Ziele lenken zu können. Daß sie sich darin getäuscht, verzieh sie um so weniger, als ihr geheimer Zweck nicht nur nicht erreicht, sondern sie selbst gefährlich sich verstrickt hatte. Das Band der Schuld, das sie mit dem Rosenberger verknüpfte, war durch ihre Befreiung nicht zer schnitten und die Worte des Schultheißen hatten ihr die Gefahr gezeigt, die ihr drohte. Wie sie Erasmus von Muslor und ihren Vormund kannte, mußte sie überzeugt sein, daß sie die Gelegenheit nicht ungenützt lassen würden, um Zeisolf zur Rechenschaft zu ziehen. Wer stand dafür, daß dieser dann reinen Mund hielt und sich für ihre Zurückweisung nicht dadurch rächte, daß er ihren Mordanschlag auf May Eberhard enthüllte? Ging das Spiel doch um seinen Hals! Denn das Gesetz bestrafte schon den Versuch des Jungfrauenraubes mit dem Tode. — Ah, wenn einer von den jungen Patriziern, die sich ihr als Kämpfe angetragen, Zeisolf an Körperkraft und Fehlkunst gewachsen gewesen wäre! — Und wem hatte sie diese schreckliche Lage zu danken, die ihr den kalten Schweiß aus den Poren trieb, als May Eberhard? Ihre verschmähte Liebe, ihre Eifersucht wurden in dieser Nacht zu einem eifigen Haß. Sie wunderte sich, daß es ihr hatte genügen können, ihn zu tödten. Sie wollte etwas ausfinden, wogegen ihn und Else der Tod eine Wohlthat dünken sollte.

In Laufe des folgenden Vormittags theilte Abrecht von Adelsheim ihr und seiner Braut mit, daß sie sich zur Heimkehr rüsten müßten. Der Rath, welcher von dem Damm der beiden Geistlichen üble Folgen befürchtete, hatte ihn befehligt. Der schönen Gabriele war es erwünscht, von Endsee fortzukommen und nie war ihr der trodene schweigsame Mann so willkommen gewesen, wie jetzt. Denn ihr lag alles daran, ihren Einfluß auf Sabine's Vater und

ihren Vormund rasch gestand zu machen, um die Anklage wider Zeisolf zu hinterreiben.

Die gutmüthige Frau von Muslor empfing Gabriele mit einer zärtlichen Theilnahme und Besorgniß, als ob dieselbe ihre eigene Tochter gewesen wäre. Sie fand, daß Gabriele leidend aussähe und wollte, daß sie sich sogleich zur Ruhe begäbe, hielt sie aber dabei durch ihre neugierigen Fragen über das traurige Abenteuer fest. Herr Erasmus machte seine Gattin auf den Widerspruch zwischen ihren Rathschlägen und ihrem Handeln mit einem ungeduligen Zucken in den feinen Wogen ihrer Brauen, daß sie sich durchaus wohl fühle und fügte hinzu: „Ruhig bin ich allerdings nicht. Denn Herr von Wernizer stellte mir in Aussicht, daß der Rath meinethwegen wider den Junker von Rosenberg Anklage erheben werde. Ist das wahr, Herr von Muslor?“

„Darüber vermag ich noch nichts zu sagen,“ antwortete dieser, „bevor der amtliche Bericht des Schultheißen von Endsee nicht vorliegt. Ich begreife nicht, wie Du Dich darüber beunruhigen kannst, liebes Kind. Die gehabte Aufregung hat Dich überreizt.“

„Nein, nein, nein! Ich bedarf keiner Gemüthung durch die Gerichte,“ rief sie. „Ich kann nur wiederholen, was ich schon auf Schloß Endsee erklärte, daß ich meine jungfräuliche Ehre zu hoch achte, als daß sie ein Rosenberg beleidigen könnte. Sabine kann es bezeugen. Ich verachte den Junker. Aber die sicherste Schutzwehr des Weibes ist sein reiner Name. Diese Schutzwehr würde durch die Gerichtsverhandlung niedergerissen werden, mein Name in aller Leute Mund kommen, jeder seine hämischen Bemerkungen über mich machen. Mich grauset's, so ich mir vorstelle, daß mein guter Ruf zersezt und meine Ehre durch den Noth geschleift wird, und ich kann mich dagegen nicht vertheidigen!“

„Du siehst zu schwarz, liebe Gabriele,“ wollte Herr Erasmus sie beschwichtigen.

„Aber sie hat recht,“ bemerkte Sabine, die lässig auf dem goldbefranzten Purpurtuffen eines Lehnstuhls von Ebenholz die vollen Glieder dehnte.

„Ihr waret auch mein Vater,“ rief Gabriele mit größerer Lebhaftigkeit, die Feuer aus ihren schwarzen Augen lockte. „Würdet Ihr Eurer Tochter nicht so Schreckliches zu erparen trachten? Ich bitte und beschwöre Euch, die Anklage zu unterlassen. Sie erhob die gefalteten Hände gegen ihn. Er aber versezte mit gutigem Tone:

„Nochmals, Du siehst zu schwarz, Kind! Unter allen Umständen wird es Dir aber erparat bleiben, in Person vor den Gerichtsschranken zu erscheinen. An Zeugen fehlt es ja nicht. Außerdem liegt die Entscheidung nicht bei mir, das mußt Du ja selbst wissen.“

„O ja, ich weiß, daß wir Frauen stets für die harten Köpfe der Männer büßen müssen,“ bemerkte Gabriele, indem ihre vollen Lippen sich bitter krümmten.

Erasmus von Muslor wehte diese Aeußerung mit einer Handbewegung lächelnd bei Seite. Dann sagte er ernst: „Du bist ein kluges Mädchen und wirst daher einsehen, daß es sich in dieser traurigen Sache nicht um Deine Ehre allein handelt. Die Ehre der Geschlechter ist durch diese Frechheit des Junkers, die dem neulichen Hofn jetzt den Schimpf hinzusetzt, aufs tiefste gekränkt. Kannst Du dem Rathe zumuthen, daß er solches schweigend hinnehme? Er darf es nicht. Denn wo gäbe es sonst noch eine Schranke wider den frevlen Uebermuth dieser Landjunkers? Aber wenn es der Rath auch wollte, so schreit doch das Blut des erschlagenen Gesellen überlaut um Sühne. Die ganze Bürgerschaft fordert Vergeltung. Wir dürfen nicht taub bleiben, wir können nicht großmüthig sein wie Du. Der Frieden der Stadt heißt gebieterisch, daß die Gerechtigkeit ihren Lauf nehme. Auch Du, Gabriele, darfst Dich ihr nicht mit Deinen Bitten hindernd in den Weg stellen. Denn dieser arme Bursche wurde getödtet, indem er Deine Ehre vertheidigte. Es ist der einzige Dank, den Du ihm noch abstaten kannst, daß Du die Gerechtigkeit walten läßt.“

Das Blut entwich aus Gabriele's Wangen. Eine heftige Entgegnung schwebte auf ihren Lippen. Aber sie fühlte, daß sie durch dieselbe alles verderben würde und sie bezwang sich. Sabine erhob sich, trat zu ihr und legte ihren Arm um sie. Sie machte sich ungeduldig frei und rauschte aus dem Zimmer. Sabine ließ sich wieder in ihren Lehnstuhl fallen und versank in Betrachtung ihrer weißen runden Hände. Wie oft hatte sie früher die Freundin ihre Geringschätzung, ja Verachtung

des Urtheils anderer über sie bekennen hören, und jetzt diese Zucht davor! Sie verstand Gabriele nicht.

„Aber Recht hat sie doch, Vater,“ wiederholte sie nach einer langen Weile ihre frühere Bemerkung, indem sie ihre blauen Augen langsam von ihren Händen erhob.

„Er freilich, und es gäbe eine firtreffliche Regierung, wenn wir uns von den überspannten Gefühlen eines Mädchens bestimmen ließen,“ spöttelte Herr Erasmus.

Sabine folgte ihrer Freundin. Gabriele setzte mit großen Schritten in der Stube hin und her. Auf dem Tische stand geöffnet ihr Schmuckkästchen, daneben zerstreut lag Geschmeide, am Boden zusammengebogen und zerireten das goldene Kränzlein, das Hans Lautner für sie gearbeitet hatte.

„O, Gabriele, wie konntest Du?“ Nagte Sabine mit einem vorwurfsvollen Blicke.

Ein häßliches Hohlnachen war Gabriele's Antwort.

Wohl Hans Lautner, daß er dieses Lachen nicht hören konnte! Der lag aufgebahrt in der Kapelle der heiligen Jungfrau Maria auf dem Kapellenplatze. Geweihte Kerzen brannten um ihn her, manch Kränzlein ruhte auf der Decke, die über die Leiche gebreitet war, und fromme Seelen beteten in dem Schatten des kleinen Gotteshauses für seine Seele. Von dort aus erfolgte am nächsten Morgen die Bestattung auf dem Kirchhofe von St. Jakob. Eine solche Fastnacht hatte man in Nothenburg noch nicht erlebt. Gefellen der Goldschmiedsinnung trugen die Bahre, auf der die in ein Leichentuch genähte Leiche unter einer rothen Decke mit großem goldenen Kreuze ruhte. Särge waren damals erst bei Vornehmen und Wohlhabenden in allgemeinem Gebrauch. Der Bahre zunächst folgten Simon Neuffer mit seiner Frau und Schwefter, Kaspar Etzschlich und der lange Lienhart. Meister Ellwanger und der Altermeister der Kunst schritten an der Spitze der Goldschmiedgesellen und der Abgeordneten, welche die Gesellenverbände aller anderen Gewerke dazu erwählt hatten. Die Stadtmusikanten eröffneten den Trauerzug. Das hatte bei Meister Ellwanger der Freund des Todten durchgehelt. Kaspar hätte sich nicht darin zu finden vermodt, daß Hans, der selbst ein so geschickter Spielmann war, ohne Musik zu Grabe getragen würde.

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Die Bewohner des Aehrenfeldes.

Giebt es wohl einen erquidenderen Anblick, als ein blühendes Getreidefeld? Eng aneinandergeschmiegt, ragen die Tausende schlanker Halme kerzengerade empor, die üppig entwidelten Aehren wie Köpfe in die Luft streckend. Zwischen ihnen prangen die blauen Chanen und rothen Kornraden, an den dünnen Stengeln ranken sich die Klettergeschichten Widen und Binden empor, und mit den beweglichen Aehren spielt der Wind, so daß das goldene Feld einem wogenden Ozean gleicht. Ein glühender Sommertag liegt über der weiten Flur, und leichte weiße Cirruswolken schmüden hier und da den tiefblauen Himmel. Wie ruhig, wie einsam alles umher! Nur die Stimmen der Heimgähen und Zirpen erklingen aus dem Graje und hoch oben im Aether jubiliert eine Lerche. Wir lassen bewundernd unsern Blick über das wogende Aehrenfeld schweifen — wie majestätisch-ruhig es daliegt! Und das soll bewohnt sein? Wo steden denn da die Bewohner?

Wir brauchen nicht lange nach ihnen zu suchen. Das Feld ist voll von ihnen, großen und kleinen. Selbst ein Mensch würde sich unter dem üppigen Halmenheer mit leichter Mühe unseren Blicken zu entziehen vermögen, wie viel mehr die kleinen vier-, zwei- und sechsfüßigen, die geflügelten und ungeflügelten Bürger dieses Terrains, für welche die Halmenflur ein ungeheurer Wald ist. Die Lerche dort oben, deren herrlicher Gesang uns begeistert, gehört auch zu ihnen. Sowohl die Feld- als die Haubenlerche gründen sich ihr kleines Nest in einer Vertiefung des Getreideaders, von dessen Erzeugnissen — den Spitzen der zarten Getreideköpflinge — sie sich im Frühling ernähren. Das Nest besteht aus kleinen Würzeln, Halmen und Härchen, das Gelege aus fünf, auf grünlichem Grunde braungefleckten Eiern. Obwohl die Saat anfangs noch tief steht, ist das Nest doch schwer zu finden, da die Eier wie auch der Vogel selbst die Farbe des Bodens besitzen. Die Haubenlerche verräth uns häufig aber selbst ihren Zufluchtsort durch das sogenannte „Nütteln“, indem sie, nachdem sie längere Zeit mit flatterndem Flügelschlag auf ein und derselben Stelle in der Luft verharret, plötzlich senkrecht herabstößt. Des gleichen Schaubes durch ihre Aehnlichkeit mit der Farbe ihrer Umgebung erfreuen sich die Eier und Jungen des Rebhühnes und der Wachtel, gleichfalls Bewohner des Aehrenfeldes, denen ebenso wie der Lerche außer Insekten und Würmern die frischen Spitzen der Saat zur Nahrung dienen. Beide legen ihr Nest ebenfalls in Bodenvertiefungen an, die Zahl der Eier beträgt bei dem Rebhuhn 10 bis 20, bei der Wachtel 8 bis 16. Erstere haben eine graugrünlliche Farbe, letztere sind gelb

mit braunen Flecken. So häufig man Rebhühner in Begleitung ihrer stinken, zierlichen Schaar erblickt, so selten gelingt es uns, eine Wachtel zu Gesicht zu bekommen, so laut und häufig auch ihr trauliches „Pitterwid“ in unsere Ohren tönt.

Ein wenig willkommener Gast im Getreidewald ist unserer Pantaleuten die Trappe, ein ansehnlicher, hühnerartiger Vogel von Poutergröße, der mit seinen langen, kräftigen Beinen fast einem kleinen Strauße gleicht. Auch sie trägt auf ihrer Oberseite die Farbe ihrer Umgebung, denn sie ist vorwiegend aderbräunlich und scharf gewellt. Ihre Länge beträgt über 1 Meter, ihr Gewicht bis 32 Pfund. Das Weibchen ist kleiner und leichter. Bevor sie in einer selbst geschnittenen Vertiefung ihr Nest bereitet, wartet sie ab, bis die Halme hoch genug stehen, um ihr Schutz zu bieten. Ihr Gelege besteht nur aus 2—3 olivgrünen, gefleckten Eiern, die aber fast die Größe von Gänseeiern besitzen. Sie ist so schön und vorsichtig, daß man sie nur selten zu Gesicht bekommt. Den Jäger scheint sie dabei von dem gewöhnlichen Landmann und die Plünder von einem gewöhnlichen Spazierstode scharfsinnig zu unterscheiden. Es ist leicht einzusehen, daß ein so großer Vogel, der außer Kerbtieren mit Vorliebe junge Saatpflanzen und Getreidelörner verzehrt, beträchtlichen Schaden anrichtet, und das Befangen von Mäusen, durch das die Trappe sich andererseits hervorthut, bietet dafür kein ausreichendes Äquivalent.

Die Feldmaus (*Arvicola arvalis*) nimmt ebenfalls ihr Quartier im Getreidewald, nur bewohnt sie nicht das Parterre, sondern das Souterrain. Auch kommt sie nicht vereinzelt vor, sondern in Massen, und fügt daher dem Getreide bedeutenden Schaden zu, da sie nicht nur ihren Bedarf befriedigt, sondern auch noch ihre Vorrathskammern bis an die Dede füllt. Ihr unterirdischer Bau ist nämlich gar kunstreich hergestellt, mit Genüß ansgepolstert, durch 5—6 Eingangsöffnungen von allen Seiten zugänglich und mit mehreren Vorrathskammern versehen. Die ungeheure Fruchtbarkeit dieses ungeliebten Nagethieres spottet aller angewendeten Gegenmittel. Doch das Souterrain unseres Getreideackers enthält noch mehr Wohnungen. Der Hamster richtet sein Heim noch weit künstlicher her als die Maus. Er überläßt ihr die oberen und nimmt für sich die tieferen Räume in Anspruch. Seine eirunde, glattwandige Kammer liegt 1—2 Meter tief unter der Erde, die Polster sind von weichem Gras, mehrere Vorrathskammern stehen mit ihr in Verbindung, eine Eingangs- und eine Rothröhre vermitteln die Verbindung mit der Außenwelt. Der Hamster bringt bis 12, ja sogar 16 Junge zur Welt, und da er sich fast ausschließlich von Körnern und Hülsenfrüchten ernährt und in seinen Wadentaschen auf einmal 400 Gramm Getreidelörner davonschleppen kann, so läßt sich die „Vorliebe“ des Landmanns für den habfüchtigen Geisellen wohl begreifen, findet man doch allein in seinen Vorrathskammern oft 30 Pfund Körner! Als Baumeister übertrumpft sowohl die Feldmaus als den Hamster der Maulwurf, der zwar nicht zu den eigentlichen Bewohnern der Getreidefelder gehört, aber seine zahllosen Gänge unter ihnen hinzieht.

Wir sehen hieraus, daß der Boden unter unserem scheinbar so friedlichen Getreidewald so untermiirt ist, wie das Pflaster einer Großstadt, unter dem Wasser- und Gasleitungsröhren, Kanäle, Abflusrröhren, Kabel, Hochposttröhren u. s. w. einträchtig neben- und übereinander dahinkriechen. Haben wir doch mit unserer Darstellung das Röhrensystem im Ackerboden noch nicht einmal erschöpft. Dicht unter der Oberfläche, also gewissermaßen im Ober-souterrain, finden wir noch eine zahlreiche Gesellschaft Grillen und Heimgäulen, von denen jede eine Wohnung für sich inne hat. (Schluß folgt.)

Kleines Feuilleton.

— Die Teufelstänzer auf Ceylon. Die echten singhalesischen Teufelstänzer auf Ceylon sind überaus rohe und wilde Geisellen. Ihre Tänze bieten einen geradezu schrecklichen und empörenden Anblick. Die Leute sind aber beim Volke äußerst beliebt, und der Beruf eines Teufelstänzers ist höchst einträglich. Bei den Eingalesen nämlich ist der Aberglaube verbreitet, daß ein Mensch, den eine Krankheit befällt, von einem im Körper wohnenden Teufel geplagt werde. Um den Leidenden von seiner Qual zu befreien, werden die Teufelstänzer zu Hilfe gerufen; sie sollen mit ihren Aufführungen den Dämon besänftigen. Zu diesem Zweck begeben sich zwei oder mehrere dieser Männer mitten in der Nacht in das Haus des Kranken. Vor der Hütte ist ein kleiner viereckiger Raum durch eine etwa sechs Fuß hohe Umzäunung aus Gräsern und Palmblättern abgegrenzt worden. Diesen Raum benutzen die Teufelsbeschwörer als Umkleidezimmer. Zuerst treten sie in ihrem gewöhnlichen Kostüm ohne Masken auf; lange gelbe Grassträhnen hängen nur um ihren Kopf und am Körper herab. Ein ungewisses phantastisches Licht erhellt den dunklen Schauplatz, auf dem die Tänzer nun ihre Körperverrentungen beginnen. Die etwas unheimliche Beleuchtung rührt von Fackeln her, die aus einfachen Stöden, mit ölgetränktem Luchlappen umwickelt, bestehen. Zu der monotonen Musik eines Tamtam, das auf einen einzigen Ton gestimmt ist, singen die Beschwörer einen wilden, schauerlichen Grabgesang, in den die Zuschauer oft miteinstimmen. Langsam beginnen jetzt die Tänzer sich zu bewegen. Sie strecken den rechten Fuß weit vor und ziehen dann den linken langsam nach. Dabei blicken sie sich um, als suchten sie etwas, und immer lauter wird der Gesang, der allmählig zu einem Schreien übergeht. Darauf fordern sie vom Teufel,

daß er erscheine. Es giebt vierundzwanzig verschiedene Arten Teufel, und nachdem der erste Theil des Tanzes vorüber ist, wechseln die Tänzer unaufhörlich ihr Kostüm, um gewissermaßen die ganze Schaar der Teufel darzustellen zu können. Einige tragen ganze Gesichtsmasken, andere dagegen begnügen sich mit falschen Kimbäden und entsetzlichen Gebissen, die bis zu den Ohren reichen. Sie bewegen diese Kimbäden, öffnen und schließen sie, als wären sie ihnen von der Natur gegeben. Diese Tänze dauern oft zwei Nächte hindurch; denn die 24 Teufel müssen erst alle personifizirt werden, ehe man auf den richtigen Dämon trifft, der den Kranken quält. Hat dieser endlich seine „Gegenwart“ durch ein Zeichen zu erkennen gegeben, dann packt die Tänzer eine Art von Maserei, die sich verstärkt, je mehr der Dämon ihre geistige Vorstellung beherrscht. Das Tamtam schlägt schneller und schneller; das Singen artet in ein gellendes, markerstütterndes Geheul aus, die Männer stampfen mit den Füßen, drehen sich wie ein Wirbelwind, und die an den Knöcheln befestigten Glöckchen und Schellen klingen und klirren und rasseln. Sobald die Tänzer den Höhepunkt ihrer Leistung erreicht haben, halten sie Umschau nach irgend einem Gegenstande, den sie dem Dämon zum Opfer darbringen können und in den er hineinfahren kann. Ein von einem Freunde des Kranken gesendetes Huhn muß gewöhnlich als Opfer dienen. Das arme Thier wird lebendig ergriffen und auf die grausamste Weise gequält. Mit ihren großen falschen Zähnen beißen die Tänzer auf den geängstigten Vogel ein, bis sie selbst erschöpft sind, sich langsam und immer langsamer bewegen, und das Thier bewußtlos zusammenbricht. Das ist der Beweis, daß das Opfer angenommen wurde, und der Dämon bereit ist, den Kranken zu verlassen, um seinen Wohnsitz im Körper des Huhnes aufzuschlagen. Nach einer kleinen Ruhepause wird der Versuch gemacht, das arme Thier ins Leben zurückzurufen, indem ihm einige Tropfen eines „Zauberwassers“ über den Kopf gegossen werden. Gelingt es, so begimmt seine Qual von neuem. Die Männer hüllen sich in lange Gewänder aus Schafshaut und setzen in dem flackernden Licht der Fackeln wahrhaft diabolisch aus. In frenetischem Rausche zollen sie dem Teufel Dank, daß er sich entschlossen hat, den Kranken zu verlassen. Auf den Tanz folgt ein Gelage, bei dem der Palmwein in Strömen fließt. —

— Die Zahl der Wölfe in Norwegen ist unangeseht im Steigen begriffen. Nach dem auch in den skandinavischen Ländern außergewöhnlich milde verlaufenen Winter haben sich die unheimlichstreichenden Rudel fast nirgends in nennenswerther Weise vermindert; zahlreiche Elche fielen, wie aufgesundene Knochenreste in den Walddistrikten beweisen, dem blutgierigen Raubwilde zum Opfer. Auch in die Neulager der lappländischen Heerdenbesitzer wagten die Wölfe ihre Einfälle zu machen, oftmals am helllichten Tage, da sie sich bei dem Mangel einer geeigneten Schneeschuhbahn fast während des ganzen Winters vor den Nachstellungen der Skiläufer sicher wußten. Am „Rangaavand“ gefah es sogar, daß ein mächtiges Rudel Wölfe noch spät im Frühjahr allmählig die bäuerlichen Gehöfte heimsuchte und den Besitzern das Vieh aus dem Stalle holte. In dem benachbarten Schweden sieht es nicht viel besser aus. Obwohl auch hier die staatlichen Forstbeamten im Verein mit Privatjägern keine Mühe scheuen, um sich des überläufigen Raubwildes auf jede mögliche Art zu entledigen, will sich ein ziffermäßiges Verschwinden der Wölfe noch immer nicht bemerklich machen. In Dalsland fanden im März mehrere Treibjagden statt, an denen über fünfzig Schützen sowie ein entsprechendes Aufgebot an Treibern theilnahmen; die Jagden verliefen völlig ergebnislos, da die „getriebenen“ Wölfe die Treiberlinie durchbrachen und flüchtig abgingen. Besseren Erfolg hatte dieser Tage ein „Lappmann“ in der Nähe von Storlien, der sich in Begleitung eines erprobten Hundes auf die Nachsuche in ein von Wölfen stark frequentirtes Küstengehölz begab. Schon nach kurzer Zeit hatte der Spürhund ein Lager aufgestöbert, in welchem sich zur großen Freude des Jägers nicht weniger als sieben junge Wölfe befanden. Es gelang dem Lappen, alle sieben mit Hilfe seines Hundes zur Strecke zu bringen, worauf er die erbeuteten Thiere an der nächsten Kronlasse „präsentirte“, um den staatlichen Schatzgewinn einzubringen. Der Erlös war nicht übel; denn da die Behörde für jeden erlegten Wolf eine Prämie von 50 Kronen zahlte, so brachte der erfolgreiche Jäger nicht weniger als 350 Kronen, d. i. 400 M., für seine Beute heim. Wie zahlreich im übrigen der Wolf in allen Strichen des Landes auftritt, mag auch daraus ersehen werden, daß allein im vorigen Jahre an Schutzprämien die Gesamtsumme von 48 000 Kronen ausgezahlt wurde, d. h. für Norwegen allein; für die ganze Halbinsel dürfte über das doppelte jenes Betrages von den Behörden gezahlt worden sein. —

Literarisches.

—s. Georg Hermann: „Die Zukunftsfrohen“. Berlin, F. Fontane u. Co. Preis 2 M. — Zwei Strömungen gehen durch das Schaffen dieses jungen Schriftstellers. In der Skizze, die der Sammlung zu einem Titel verholpen, im „Waldidyll“, „Gudlasten“ und „Braulkeid“ — alle diese Stücke sind unseren Lesern aus dem „Unterhaltungs-Blatt“ bekannt — zeigt der Autor ein klares, scharfes Auge für die Erscheinungsformen der Natur, die äußeren Vorgänge des Menschenlebens. Mit liebevollem Eifer versucht er sich in seine Betrachtungen und versucht, das Geschaute und Gefundene, Kleines und Größeres, naiv, ohne Nebenwede darzustellen. Hier steht der Schriftsteller auf festem Grund, sein Kunstschaffen ist ein ehrliches, ungeschickt stellt sich der Humor ein. Anders ist es in anderen Skizzen: In „Coralli“

„Legte Gluthen“, „Nachtgebet“ u. s. w. Hier ist Hermann, ob er es gesehen mag oder nicht, Nachahmer, es zeigt sich, was man mit „Kunst-Schmuse“ und „Kunst-Schmökern“ bezeichnen könnte, die Bilder sind nicht selbst gesehen, werden also aus zweiter Hand genommen, fallen schief und falsch aus. Als Beispiel möchte ich nur „Das winternächtliche Schreien hungerrnder Nebhühner“ anziehen. Woher dieses Geheh mit der literarischen Mode kommt, ist ja verständlich. Aber mir scheint, wer etwas Muth hat, braucht sich um diese Dummheiten nicht zu kümmern. Vor Jahren schrieb einmal Einer, und es klang, als fielen während eines Nieselregens Tropfen von einem Schindeldache. Bald schrieben Jezu so, in kurzer Zeit waren es Hunderte; heute sind mir noch einige Reporter darauf verfallen. Autoren wie den Verfasser der „Zukunftsfrohen“ muß erst einmal das Schicksal tüchtig zwischen die Fänge nehmen, dann werden sie entweder ganze Kerl, oder es geht schief. Und wie es kommt, so muß man's eben tragen. —

Völkerrunde.

— Die Puppen der Seidenraupen dienen in China als Nahrung. Ein Missionär hat die daraus bereitete Speise selbst gekostet und findet sie sehr wohlnehmend, wie eine Notiz im „Journal d'Hygiène“ berichtet. Nachdem die Seide abgehaspelt ist, preßt man die Puppen in einem Laten, um sie von der Feuchtigkeit zu befreien. Die Hülle läßt sich dann leicht entfernen. Es zeigt sich dann eine kleine gelbe Masse, ähnlich den Karpfeneiern. Dieselbe wird dann in Butter, Speck oder Oel gebraten, mit Hühnerbouillon gewürzt und 4—5 Minuten lang in dieser Brühe gekocht. Mit einem Holzlöffel wird das Ganze zerdrückt und gut verrührt, wobei auf 100 Puppen ein Gelbei zugesetzt wird. Die Masse nimmt die Farbe und Konsistenz von Crème an und zeichnet sich durch einen ganz besonderen Wohlgeruch aus. —

Aus dem Thierleben.

—ss.— Aus dem Leben eines Ohrwürmchens erzählt ein Naturforscher folgende Beobachtung. Er fand in einem verfaulten Baumstumpf im Lamentwalde das Weibchen des gemeinen Ohrwurmes, mit einem für das kleine Insekt fast zu schwerem Gepäd von blaffen, gelblich-grünen Eiern. Er nahm das Thierchen auf, ebenso einige Eier und etwas von dem verfaulten Holze und setzte alles zusammen in einen kleinen mit Glas bedeckten Kasten. Als bald begann die Mutter in ihrem engen Gefängnisse die Eier wieder sorgfältig zu sammeln, legte sie zierlich in ein Häufchen unter dem Holz zusammen und beobachtete sie sorgsam. Streute man die Eier wieder auseinander oder verschob man das sie bedeckende faule Holzstückchen, so trug der alte Ohrwurm jedes Ei einzeln wieder in das Versteck zurück, indem er es mit seinen Kiefern aufnahm und fortschleppte. Schließlich trocken am zweiten oder dritten Tage die kleinen Larven aus den Eiern heraus, und damit schien die Liebe und Aufmerksamkeit der Mutter augenfällig nachzulassen, sodas die Jungen wahrscheinlich umgekommen wären, wenn nicht eine für sie unsichtbare Macht, die Hand des Menschen, für ihre Bedürfnisse gesorgt hätte. Die kleinen Ohrwürmchen waren gleich nach dem Ausschlüpfen ganz farblos und fast durchsichtig, an ihrem Rumpfe sahen ungewöhnlich große Köpfe mit Fühlern und Zangen von ebenso ungewöhnlicher Länge; Flügel und Flügeldecken fehlten natürlich ganz. Bald wurden die Jungen dunkler, indem sie häufig und schnell nacheinander die Haut wechselten. Die Gefangenschaft bekam ihnen trotz aller Sorgfalt nicht gut. Nach einem Vierteljahre war nur noch ein einziges Glied des Nachwuchses vorhanden, ein Weibchen von sehr kleiner elender Gestalt, das sich aber bis zur Geschlechtsreife entwickelt zu haben schien. Es wurde mit Obst gefüttert, dessen Darreichung seine Fühler und Kiefer in unausführliche Bewegung versetzten. Schließlich starb mit diesem Individuum die kleine Herde aus. Das Ohrwürmchen verdient, wie immer aufs neue zu betonen ist, seinen Namen nicht und ebenso wenig den ihm überall entgegengebrachten Abscheu des Menschen. Dagegen ist es ein schädliches Thier, das dem Gärtner in seinen Blüthen, seinem Gemüse und Beerenobste argen Schaden thut. —

Aus der Pflanzenwelt.

— Die Zahl der Samenkörner verschiedener Grasarten hat die Versuchstation des Staates Illinois (Amerika) ermittelt und veröffentlicht. Der Untersuchung wurden 15 Grasarten oder Futterkräuter unterzogen. Auf ein amerikanisches Pfund (0,453 Kilogramm) gehen vom Straußgras 4 136 000 Samenkörner, vom Waugras 2 185 000, Rhythogras 1 421 000, Anualgras 457 000, Wiesenfuchsschwanz 155 000, vom weißen Klee 863 000, vom rothen Klee 152 000, vom Mammut-Rothklee 364 000, vom gewöhnlichen roth blühenden Klee 333 000 und von Alfalfa 243 000 Körner. —

Technisches.

k. Ein neues Wunderwerk des Brückenbaues ist in Amerika in Angriff genommen worden. Die Niagara-Schlucht soll von einer Bogenbrücke von der ungeheuren Spannweite von 264,6 Metern überbrückt werden. Hinter dieser Abmessung bleibt die Mängstener Brücke weit zurück. Diese hat bekanntlich nur eine Spannweite von 170 Metern, bei einer Bogenhöhe von 107 Metern. Die neue Brücke hat eine Bogenstielhöhe von 45,75 Metern. Ihre Fahrbahn liegt 58,56 Meter über dem Wasserpiegel. Neben dieser weiten Mittelförmung, deren Bogen bereits im Laufe

dieses Sommers fertig werden, erhält die Brücke noch zwei Uferbögen von 64,05 Meter beziehungsweise 57,95 Meter Spannweite. —

— Glühendes Eisen auf der Bahn transportirt. In der Fachzeitschrift „Iron Age“ wird über ein erfolgreiches Experiment berichtet, geschmolzenes Eisen direkt vom Hochofen 5 Meilen weit per Bahn nach dem Stahlwerke zu befördern. Der Versuch wurde an den Hochofen zu Duquesne in Pennsylvania und der 5 Meilen entfernten Homestead Stahlfabrik gemacht und gelang vollständig. Während bisher das geschmolzene Metall in Blöcke gegossen, abgekühlt, auf Wagen geladen, nach Homestead geschafft und dort aufs neue eingeschmolzen wurde, fließt das geschmolzene Eisen jetzt aus dem Hochofen in einen riesigen Mischlöffel, aus welchem es dann in Waggons, deren Wände mit einem mit Sand beworfenen Material ausgekleidet sind, vertheilt wird. Die Lokomotive befördert dann einen solchen aus 10—12 Wagen bestehenden Zug nach Homestead, wo alsbald die Konvertierung des geschmolzenen Eisens in Stahl erfolgt — so das also die gesammten Kosten bei dem alten umständlichen Prozeß erspart bleiben und ein beträchtlicher Zeitgewinn erzielt wird. Der erste gelungene Versuch wurde am 1. Mai gemacht, und jetzt werden täglich 700—800 Tonnen Eisen auf diese Weise nach Homestead befördert. —

Humoristisches.

— **Guter Rath.** Sie: „Die Modistin meint, der neue Hut macht mich um zehn Jahre jünger!“
Er: „Dann sehe doch zwei auf!“ —
— Aus dem medizinischen Examen. „Was versteht man unter Herzbeutel-Krankheiten?“
— „Unglückliche Liebe wegen Geldmangels.“ —
— **Williges Verlangen.** Heirathsvermittler: „Ich versichere Sie, das Mädchen ist gewachsen wie die Venus von Milo!“
Kunde: „Haben Sie keine mit Aerm?“ —
(„Lust. Bl.“)

Vermischtes vom Tage.

— In diesem Semester besuchen 309 Frauen reichsdeutsche Universitäten als Hospitantinnen, und zwar 168 die Universität Berlin, 18 die Universität Bonn, 6 die Universität Halle, 21 Breslau, 24 Heidelberg, 21 Göttingen, 23 Marburg, 13 Kiel, 17 Königsberg. —
— In dem soeben erschienenen „Taschenbuch für Radfahrer“ findet sich folgendes Motto aus der Feder der Königin von Rumänien:
Ist es das Glücksrad, weil es beflügelt ist?
Ist es die Freiheit, weil's ungezügelt ist?
Ist es der Remer in flüchtiger Neugestalt?
Oder der Sturmwind mit brausender Fluggewalt?
Das „Wiener Extrablatt“ bemerkt zu dieser Poësie: Der Radfahrersport hat schon so viele Anfeindungen glücklich überwunden, das ihm voraussichtlich auch die zitierte Andächtigung in seiner Entwicklung nicht wesentlich hinderlich sein dürfte. —
y. Eine Korrespondenz meldet: „Die Kosten für den Empfang des Kaiserpaars in Altona am 18. vorigen Monats sind nicht so hoch geworden, wie allgemein angenommen wurde. Die Stadt hatte bekanntlich 70 000 M. zu diesem Zwecke bewilligt, es sollen jedoch erfreulicherweise nur 60 000 M. verausgabt worden sein.“ —
— Ein Ehepaar einer Truppe von Kriegern des Mahdi, die sich gegenwärtig im Zoologischen Garten zu Düsseldorf aufhielt, gerieth infolge der Eifersucht des Mannes in Streit. Der Mann richtete das Weib mit einem Messer so zu, das es wenige Stunden darauf im Spital starb. —
— „Krawall-Postkarten“ sind in Heilbronn von einem fundigen Druder hergestellt worden. —
— In Bócsze (Ungarn) hat ein großes Schadenfeuer gewüthet, 97 Häuser brannten nieder. —
— Im Krankenhaus zu Eßing wurden Patienten, weil sie angeblich widerpenstlig waren, im Keller geknebelt und ohne Speise und Trank gelassen. Gegen die Kerze ist die Untersuchung eingeleitet. —
c. e. Ein Lehrer in der Stadt Greherz (Kanton Freiburg) hat gegen den Herausgeber einer in Greherz erscheinenden Zeitung ein gerichtliches Verfahren einleiten lassen, weil das Blatt verbreitet hatte, das der Herr Lehrer vor der Gesellungscommission mit „Füßen mit Trauerand“ erschienen und deshalb zu 24 Stunden Haft verdonnert worden sei. Der Kläger erblidte in dieser Behauptung eine schwere Ehrverletzung, der Beklagte aber erbietet sich, den Beweis der Wahrheit anzutreten und will die gesammte Freiburgiiche Gesellungscommission sammt allen Rekruten als Zeugen laden. —
— Auf der Stirnes in Engchien (Sennegan) brach ein Dampfstarussel zusammen. Drei Kinder wurden lebensgefährlich, 12 Personen leichter verletzt. —
— In Birmingham wünscht man eine eigene Universität. In einer Versammlung, die wegen dieser Frage im Rathhaus abgehalten wurde, zeichneten Bürger der Stadt eine Summe von fast 2 Millionen Mark. —